

brauchten und stark abgenützten Schulbücher wieder weiter leihweise ausgegeben oder im Althandel erworben. Das hat in gesundheitlicher, aber auch in erzieherischer Hinsicht seine Bedenken. Wird ein Kind ein solches Buch schätzen lernen und sorgfältig behandeln?

Trotz der großen Not kann man immer wieder die Beobachtung machen, daß Kinder häufig mit allerlei unnützen und wertlosen Sachen beschenkt werden. Ließe sich das dafür ausgegebene Geld nicht besser anwenden? Darum sei gerade jetzt vor Weihnachten den Eltern und allen, die ein Kind erfreuen wollen, der wohlgemeinte Rat gegeben:

Schenkt euren Kindern an erster Stelle Katechismus, Schulbibel, Kirchengeschichte, Gesangbuch, Lesebuch u. s. w.! Des Kindes wertvollster Bücherschatz sind und bleiben seine eigenen Schulbücher.“

Die hier behandelte Frage macht nicht nur der Lehrerschaft, sondern allen kulturell Interessierten ernstliche Sorge; denn das von Hand zu Hand verkaufte und entsprechend verschmutzte alte Schulbuch ist nicht nur eine hygienische Gefahr und eine Quelle von unterrichtlichen Störungen, sondern vernichtet auch in der Kinderseele die Freude am Lesen und am Eigenbesitz eines Buches. Es sei deshalb an die Geistlichkeit und Lehrerschaft die dringende Bitte gerichtet, bei Eltern und Kindern immer wieder, besonders aber zu Anfang des Schuljahres, auf die Wichtigkeit der eigenen Schulbücher hinzuweisen.

Essen.

Schulrat Msgr. Dr. Rensing.

(Der Minnetrunk.) Den Himmlischen zuzutrinken war bei schwierigen Geschäften, beim Antritt einer Reise oder auch am Schlusse von Mahlzeiten schon den alten Griechen geläufig. Auch der alte Germane trank seinen Göttern am Ende der Opferhandlung die Minne. Im Leben des heiligen Columban (I. 27. — MG. SS. rer. Merov. IV. 102) wird von einem derartigen, durch den Heiligen vereitelten Opfer erzählt. Der heilige Emmeram mußte sogar bei den schon zum Christentum bekehrten Bayern die betrübliche Wahrnehmung machen, daß sie wie ihre Väter den Göttern zutranken (Vita c. 7. — l. c. 479). Auch den Toten trank man die Minne, was den heiligen Ambrosius zu einem scharfen Tadel veranlaßte (De Elia et jejuniis c. 17 — M. XIV. 709). Die Sitte unseres Totentrunkes kann also auf eine lange Vergangenheit zurückblicken.

Da diese Bräuche nicht auszurotten waren, so bemühten sich die Missionäre, dem heidnischen Brauch einen christlichen Sinn unterzulegen. So kam es, daß man nicht mehr auf Donar und Wotan, sondern auf die Heiligen und Engel trank. Cäsarius von Arles († 543) spricht seinen Abscheu nicht gegen dieses Zu-

trinken an sich aus, sondern daß man, schon betrunken, den Heiligen zutrinke und sie so beleidige (M. XXXIX. 1275 u. 1308). Aber weder er noch Kaiser Karl der Große in seinem Kapitulare vom Jahre 789, noch Hinkmar von Reims oder Regino von Prüm konnten diese auch bei der Geistlichkeit beliebten *conjuraciones* oder das Trinken in *nomine sanctorum* abschaffen. Franz führt in seinen „Kirchlichen Benediktionen des Mittelalters“ (Bd. 1, S. 289 ff.) eine Michaels-, eine Stephans-, eine Johannis-, eine Sebastians-, eine Martins-, eine Benedikts-, eine Ulrichs-, eine Gertruden- († 649), eine Bernardusminne auf, wobei zu beachten ist, daß sowohl der Evangelist wie der Täufer Johannes sich dieser Ehrung erfreuten. In den kirchlichen Gebrauch gingen aber nur die Stephans- und die Johannisminne des Evangelisten über; und nur die letztere hat sich bis zur Stunde im kirchlichen Brauchtum mancherorts erhalten.

Die Legende, auf der der Brauch der Johannisminne fußt, stammt aus dem 6. Jahrhundert und wahrscheinlich aus einem fränkischen Kloster, woraus sich auch erklärt, warum die Johannisminne ein rein germanischer Gebrauch geblieben ist. Die Legende also erzählt, Johannes habe in Ephesus — andere Fassungen nennen Rom oder Milet — den Oberpriester Aristodemus bekehren wollen. Der Heide ging auf das Ansinnen des Apostels ein, stellte aber die Bedingung, daß Johannes erst einen Giftbecher leeren müsse. Schade ihm dieser nicht, so wolle er, der Oberpriester, die Macht des Christengottes anerkennen und sich bekehren. Im Vertrauen auf Gott und um die Seele des Heiden zu retten, erklärte sich der Liebesjünger hierzu bereit. Zwei Verbrecher, die zur Probe von dem Gifte nehmen mußten, fielen sofort tot um. Nun trank Johannes den Giftbecher, über den er noch das Kreuzzeichen gemacht hatte, bis zur Neige aus, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Der Oberpriester aber blieb verstockt. Da gab ihm Johannes seinen Mantel und sagte zu ihm: „Breite ihn über die toten Verbrecher aus und befiehl ihnen, im Namen Jesu aufzustehen.“ Aristodemus tat, wie ihm befohlen. Die beiden Verbrecher kehren wieder zum Leben zurück und der Oberpriester wird nun Christ. Wirkungsvoller als die Legende vom Giftbecher, deren das Mittelalter eine große Menge kannte, war das Gebet, das der heilige Johannes vor dem gefährlichen Wagnis verrichtet haben soll. Darin bittet er Gott, den Herrn aller giftigen Tiere und Pflanzen, er möge das Gift unschädlich machen, damit alle Anwesenden die allgebietende Kraft des Christengottes kennen lernten. Dieses apokryphe Gebet wurde die Grundlage der Weihegebete für die Johannisminne.

Wenn nun auch die Johannisminne als weltlicher Brauch wohl noch in die Merovingerzeit zurückreicht, so stammt die älteste kirchliche Weiheformel für die Johannisminne doch erst

aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Demnach dürfte im Laufe des 12. Jahrhunderts der weltliche Brauch mit einem kirchlichen Segen ausgezeichnet worden sein. Die Weiheformel blieb bis ins 16. Jahrhundert hinein im ganzen unverändert, die folgenden drei Jahrhunderte suchten die Formel einfacher und kürzer zu gestalten. Die neuesten Formeln gehen auf das Römische Rituale zurück.

Der eigentliche Weihetag für die Johannisminne war der 27. Dezember und ist es heute noch. Da man aber die Johannisminne schon in früheren Jahrhunderten auch an anderen Tagen getrunken hatte, so hat schon ein Augsburger Rituale von 1487 die Bemerkung, daß die Weihe nach Bedarf auch an anderen Tagen vorgenommen werden könne. In der mittelalterlichen Kirche reichte man die Johannisminne beim Antritt einer Reise, um den Schutz des Heiligen bei den mancherlei Fährlichkeiten zu erfahren. Noch sinniger ist der bis zur Stunde in manchen Gegenden noch übliche Brauch, den Brautleuten die Minne zu reichen, sei es ihnen allein oder auch ihrem Gefolge. Im letzteren Falle dürfen aber die Neuvermählten einen doppelten Schluck machen. Aus einem Rituale von St. Emmeram in Regensburg aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts erfahren wir, daß auch am Neujahrstage die Johannesminne in der Kirche dem gläubigen Volke gereicht wurde zur glückhaften Fahrt ins neue Jahr. Für den notwendigen Wein sorgten zum Teil die Gläubigen, in vielen Fällen, z. B. vor allem für Spitäler, Krankenhäuser u. s. w. fromme Stiftungen, die sich zum Teil bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Vielfach, auch heutigentags, lassen die Gläubigen den Wein weihen und nehmen ihn dann mit nach Hause, um ihn dort zu trinken. Wie an alles Geweihte, hat sich natürlich auch an die Johannisminne Aberglaube in üppiger Fülle angeklammert.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

(Weitere Bemerkungen über das Fortleben der lateinischen Sprache.) In dem erfreulichen und aner kennenswerten Artikel über die lateinische Sprache („Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1933, Heft 1, S. 162) ist wohl mit Unrecht der hochgefeierte lateinische Dichter Matthias Kasimir Sarbiewski (1595—1640) übergangen worden, dessen wohlverdienter Ruhm noch in die neueste Zeit hinein andauert. Sarbiewski ist, wie bekannt, ein älterer Zeit- und Ordensgenosse Baldes, der sich ähnlich wie dieser durch ausgezeichnete, in vollkommen klassischem Stil und horazischer Art gehaltene lateinische Dichtungen hervorgetan hat und von Urban VIII., dem humanistischen Dichter auf päpstlichem Throne, mit dem Lorbeer bekränzt wurde. Seine von durchaus christlichem Geiste und aufrichtiger Frömmigkeit beseelten Dichtungen sind im Laufe der Jahrhunderte in mehr denn 50